

bergers ist geeignet, der langen Debatte über das Mythos-Problem bei Strauß und seinen Gegnern einen neuen Impuls zu geben; eine Analyse des Sprachgebrauchs im exegetischen Hauptteil des „Leben Jesu“ steht hier noch aus, denn die von Sandberger skizzierten Beobachtungen sind fragmentarisch geblieben (102, vgl. Anm. 40).

Den Übergang von der historischen Kritik zur spekulativ-dogmatischen Rekonstruktion des traditionellen christologischen Materials hat das „Leben Jesu“ nicht leisten können. Neben den schon öfter genannten biographisch-psychologischen Gründen für dieses Scheitern legt Sandberger zu Recht allen Nachdruck auf die systemimmanenten Aporien, die eine Eingliederung der historischen Kritik in die spekulative Dialektik erschwerten und zuletzt unmöglich machten (143 ff.). Eine ausführliche Erörterung der von Sandberger unter dem zusammenfassenden Titel „Spekulative Philosophie und historische Kritik in der theologischen Hegelschule vor 1835“ vorgetragenen Materialien mag unterbleiben, da Sandberger selbst eine gesonderte Veröffentlichung in größerem Rahmen ankündigt (143 Anm. 13); das Verdienst, einen ersten Überblick über dieses wichtige Arbeitsgebiet gegeben zu haben, sei hierdurch nicht geschmälert.

Dem darstellenden Teil des Buches ist eine sorgfältig kommentierte Brief-Edition angefügt (162–231); es handelt sich in der Hauptsache um Briefe von Strauß an Christian Märklin aus den Jahren 1830 bis 1837. Diese Briefe sind der Forschung zwar schon seit längerem bekannt, aber die nun vorliegende erste vollständige Wiedergabe zeigt, welch wichtige Quelle für die Entwicklung von Strauß hier lange Zeit unausgeschöpft blieb; Eduard Zeller und Theobald Ziegler haben von diesen Texten „nur sehr spärlich Gebrauch“ gemacht (162). Vier weitere unveröffentlichte Briefe an verschiedene Adressaten (u. a. Karl Daub und Moritz Carriere) und ein Abschnitt aus einer dogmengeschichtlich-dogmatischen Arbeit über Schleiermacher und Marheineke, die Strauß für sein erstes Examen anfertigte, runden den Schlußteil des Buches ab; über alle theologiegeschichtlichen Spezialfragen hinweg wird hier auch jeder nur allgemein interessierte Leser vielfältige Anregung und Information finden. Das weit ausgreifende Literaturverzeichnis ist mit dankenswerter Präzision erstellt.

Im Vorwort seiner Arbeit schreibt Sandberger, daß hinter seinen theologiegeschichtlichen Einzeluntersuchungen systematische Interessen stehen, die er zunächst nur angedeutet und nicht expliziert habe. In dem von Strauß unternommenen Versuch einer Verbindung von spekulativer Philosophie und historischer Kritik und in seiner Entwicklung von Hegel zu Feuerbach vollziehe sich geistesgeschichtlich der Übergang von der historischen Kritik zur Religionskritik. Dabei werde deutlich, daß beide viel enger zusammenhängen, als das gewöhnlich gesehen werde: Ohne die historische Kritik gerate die Religionskritik leicht in die Gefahr, im Widerspruch zu ihrer Intention zur abstrakten Ideologie zu werden; und die historische Kritik bleibe auf halbem Wege stehen, wenn sie nicht den Übergang zur Religionskritik vollziehe (5). Der Versuch von Strauß, eine Synthese von spekulativer Philosophie und historischer Kritik herbeizuführen ist gescheitert; damit wurde das Problem radikalisiert, dem bis zum heutigen Tage kein Theologe ausweichen kann, der geschichtliche Überlieferung für seine Gegenwart relevant machen will. Sandbergers eindrucksvolle Bemühung um die Erhellung diffiziler Detailfragen verliert diesen größeren Zusammenhang zu keinem Augenblick aus dem Auge; nicht zuletzt aus diesem Grunde ist Sandbergers Arbeit ein für die neuere Theologiegeschichtsschreibung wichtiges Buch geworden.

*Bonn*

*Joachim Mehlhausen*

Rudolf Lill: Die Wende im Kulturkampf – Leo XIII., Bismarck und die Zentrumsparthei 1878–1880 (= Sonderausgabe aus: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Bd. 50, Bd. 52). Tübingen (Niemeyer) 1973. Zus. 129 S., kart.

Die Arbeit gilt der ersten Phase der Beilegung des Kampfes, die der Verf. auf die durch den Pontifikatswechsel von 1878 „eingeleitete Wende in der vatikanischen

Politik“ zurückführt. Die Untersuchung stützt sich auf die vom Autor 1970 edierten vatikanischen Akten, die die einseitige Publikation Soderinis von 1933 ersetzen, und setzt sich auch kritisch mit neueren Veröffentlichungen etatistischer Präferenzen (z. B. Schmidt-Volkmar) auseinander. Die Ausführlichkeit der Zitate bzw. Referate aus den Quellen empfindet der Rezensent durchaus nicht als methodischen Mangel, wie Lill im Vorwort als möglichen Einwand befürchtet, sondern als sehr nützlichen Einblick in das Labyrinth von Argumenten, Interessen und Winkelzügen der sog. hohen Politik.

Das erste Kapitel über die Verhandlungen des Jahres 1878 bringt zunächst knappe, durch Quellen abgesicherte Charakterisierungen u. a. Leos XIII., des Kardinals Hohenlohe und des polnischen Prälaten Czacki sowie eine differenzierte Abwägung der Chancen und Grenzen der vatikanischen Bemühungen. Überzogen erscheint aber die Parallelisierung der päpstlichen Diplomatie mit dem Infallibilitätsdogma („Gefangene des Kirchensystems“ sc. von 1870, S. 232). Bismarcks Motive für den Kurswechsel von 1878 werden dann sicher richtig mit seiner „großen konservativen Wende“ und „antiparlamentarische(n) Stoßrichtung“ in Zusammenhang gebracht (S. 233 u. Anm. 13a), wobei man allerdings auch die Schockwirkung der sozialdemokratischen Stimmengewinne bei den Januarwahlen 1877 und der Attentate auf Kaiser Wilhelm im Sommer 1878 (s. dessen Mahnung nach dem ersten Attentat, dem Volk die Religion zu erhalten) nicht unterschätzen sollte.

Im übrigen wirft die mitunter recht undankbare Behandlung des Zentrums durch die Kurie ein bezeichnendes Schlaglicht auf das Verhältnis der Kirchenleitung zu demokratischen Prinzipien. Andererseits ist aus der verwickelten Vorgeschichte der Kissinger Verhandlungen im Sommer 1878 das Detail interessant, daß der Papst in seiner Friedensbereitschaft schon damals soweit ging, eine Vermittlertätigkeit des nicht eben als Vertrauensperson des deutschen Episkopates geltenden Rottenburger Bischofs Hefele ins Auge zu fassen, der jedoch abwinke.

Bezüglich des Abbruches der Kissinger Verhandlungen kommt – wie das vorwiegend in den kirchenfreundlichen Abhandlungen über dieses Thema geschieht – wieder Bismarcks Verärgerung über das Zusammenwirken des Zentrums mit Sozialdemokraten in den Reichstagsstichwahlen vom August 1878 zu kurz. Wenn z. B. (S. 252 Anm. 56) von der seitens Bismarcks „aufgebauscht(en) Tatsache die Rede ist, „daß die Zentrumsparterie in einigen für sie aussichtslosen Wahlkreisen ihren Anhängern die Wahl der Kandidaten der Fortschrittspartei empfohlen hatte“, so wird dabei übersehen, daß Zentrum und Sozialdemokraten mindestens in zwei Wahlkreisen gekoppelt mit gegenseitigem Erfolg kooperiert haben müssen: in Mainz zugunsten Moufangs, dafür in Elberfeld-Barmen zugunsten der Sozialdemokraten (vgl. u. a. „Kölnische Zeitung“ 219 II und 220 II vom 8. und 9. 8. 1878).

Das zweite Kapitel über die Zwischenverhandlungen 1878–1879 informiert mit neuem Material über die schwierige Lage der zumeist exilierten deutschen Bischöfe zwischen einer nach ihrer Meinung zu großen Verhandlungsbereitschaft der Kurie und ihrem eigenen, unter persönlichen Opfern bezogenen und von der Mehrheit der deutschen Katholiken getragenen Rechtsstandpunkt. Befremdlich erscheint dabei freilich der Satz: „Zu der für die Inhaber konservativer Positionen stets schwierigen Einsicht, daß auch legitim erworbenen Rechtstiteln durch gesellschaftliche Fortentwicklungen der Boden entzogen werden kann, hatte die Hitze des Kampfes den Zugang vollends verschüttet“ (S. 263), – ein solcher Kotau vor der ‚normativen Kraft des Faktischen‘ sollte tunlichst auf das tagespolitische Repertoire moderner Verfassungsmanipulatoren beschränkt bleiben!

Bei den Beziehungen zwischen Zentrum und Kurie wird vor allem das verständige und illusionslose Wirken des Mainzer Domkapitulars Dr. Moufang gewürdigt, das sowohl dem loyalen Kirchenmann wie dem klugen Politiker ein hohes Zeugnis ausstellt. Auch das gängige Klischee des angeblichen „Alles oder Nichts“-Standpunktes von Windthorst wird in wohlthuender, dabei nicht unkritischer Weise zurechtgerückt.

Das dritte Kapitel über die Gasteiner und Wiener Verhandlungen von Juli bis

Dezember 1879 unterstreicht Bismarcks zweifelhafte Meisterschaft im Gebrauch von Zuckerbrot und Peitsche im Umgang mit seinen Verhandlungspartnern, vornehmlich um Zentrum und Vatikan auseinanderzudividieren. Entsprechend ist hinsichtlich der Intervention von Zentrumspolitikern im Herbst 1879 der Hinweis auf Moufangs briefliche Andeutungen nicht uninteressant, daß offenbar schon damals auch taktische Meinungsverschiedenheiten in der Zentrumsführung bestanden (S. 675 Anm. 50). – Ein besonderes Verdienst des Autors ist das differenzierte Resümee zu den Wiener Verhandlungen und ihrem Abbruch (S. 683 ff.).

Im vierten Kapitel werden die komplizierten Wege und Irrwege – letztere fast ausschließlich auf der unsicher mit nutzlosen Vorleistungen taktierenden päpstlichen Seite –, die der diskretionären Gesetzgebung vorausgingen, ausgewogen dargestellt und kommentiert. Auch die rechtsstaatliche Bedenklichkeit der diskretionären Vollmachten selbst wird in die rechte Perspektive gestellt, wobei die Kurie – fast möchte man sagen: ausnahmsweise – im Prinzip mit den Gesprächspartnern aus dem Zentrum übereinstimmte. Entgegen der bisherigen Auffassung kann Lill dann nachweisen, daß das Zentrum auf Wunsch Roms gegen die erste Änderungsvorlage vom Mai 1880 stimmte, obwohl bei seiner Bereitschaft zur Zustimmung oder wenigstens Stimmenthaltung wahrscheinlich mehr im Sinne der Kirche herauszuholen gewesen wäre (S. 724 f.). Die Studie schließt mit abwägenden Urteilen über die momentane und perspektivische Bedeutung des ersten Milderungsgesetzes aus der Sicht Bismarcks, des Zentrums und des Vatikans.

Stellvertretend für die Kritik, die sich mehr auf untergeordnete Details richtet, mag stehen, daß den Kenner des zeitgenössischen Schlachtgeschreis die unangemessen objektivierende Übernahme der Kampfbegriffe „ultramontan“ und „intransigent“ in bezug auf die Anhänger des kirchenpolitischen status quo in Preußen von 1871 stören kann; wenn andererseits bisweilen ein gewisser apologetischer Zug zugunsten der kirchlichen Partei durchscheint, so bestätigt dies eher noch das Verdienst des Verfassers, unter Erschließung neuer Quellen eine wohltemperierte Arbeit mit kritischer Distanz nach allen Seiten vorgelegt zu haben.

Bonn

Heinz-Jürgen Hombach

Karl-Christoph Epting: Ein Gespräch beginnt – Die Anfänge der Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung in den Jahren 1910 bis 1920 (= Basler Studien zur Historischen und Systematischen Theologie, Band 16). Zürich (Theologischer Verlag Zürich) 1972. XI, 388 S., geb.

Das anzuzeigende Werk stellt die Buchhandelsausgabe der ev.-theologischen Dissertation dar, mit welcher der Verfasser 1972 als Schüler von Max Geiger zu Basel promoviert hat. Die Arbeit ist während eines Forschungstipendiums in den USA entstanden; ihr wissenschaftlicher Wert liegt darin, daß sie zur Erhellung eines bisher nur in groben Umrissen dargestellten Frühabschnittes der ökumenischen Bewegung unter Auswertung von, an den verschiedensten Stellen entdeckten Archivmaterial eine gründliche und anschauliche Beschreibung vorlegt. S. 315 ff. gibt der Verfasser einen ausführlichen, chronologischen Dokumentenanhang, aber auch sein Text ist durch viele Quellenzitate informativ.

Eingangs wird die Protestant Episcopal Church der Vereinigten Staaten, von der die entscheidenden Anstöße für „Faith and Order“ ausgingen, näher vorgestellt und auf die in ihr wirkenden Motive zur christlichen Einheit hin befragt (S. 2–45); dann werden die Geschichte der von ihr berufenen Vorbereitungskommission (S. 48–81), deren Bemühen um Zusammenarbeit mit Kommissionen anderer Kirchen (S. 84–118) und die weiteren Schritte bis zur Vorkonferenz von Genf 1920 einschließlich (S. 120 bis 289) entfaltet. Der Bericht zeigt, wie in diesen Anfangsjahren kaum vorstellbare Schwierigkeiten in Form von gegenseitiger Unkenntnis der Kirchen voneinander, Interesselosigkeit gegenüber dem ökumenischen Gedanken und bürokratischen Hemmnissen im wesentlichen durch die nicht erlahmende Tatkraft weniger Männer überwunden wurden. Eindrucksvoll wird der persönliche Beitrag des Missionsbischofs C. H. Brent, der bei einer Abendmahlfeier als Konsequenz seiner Erleb-